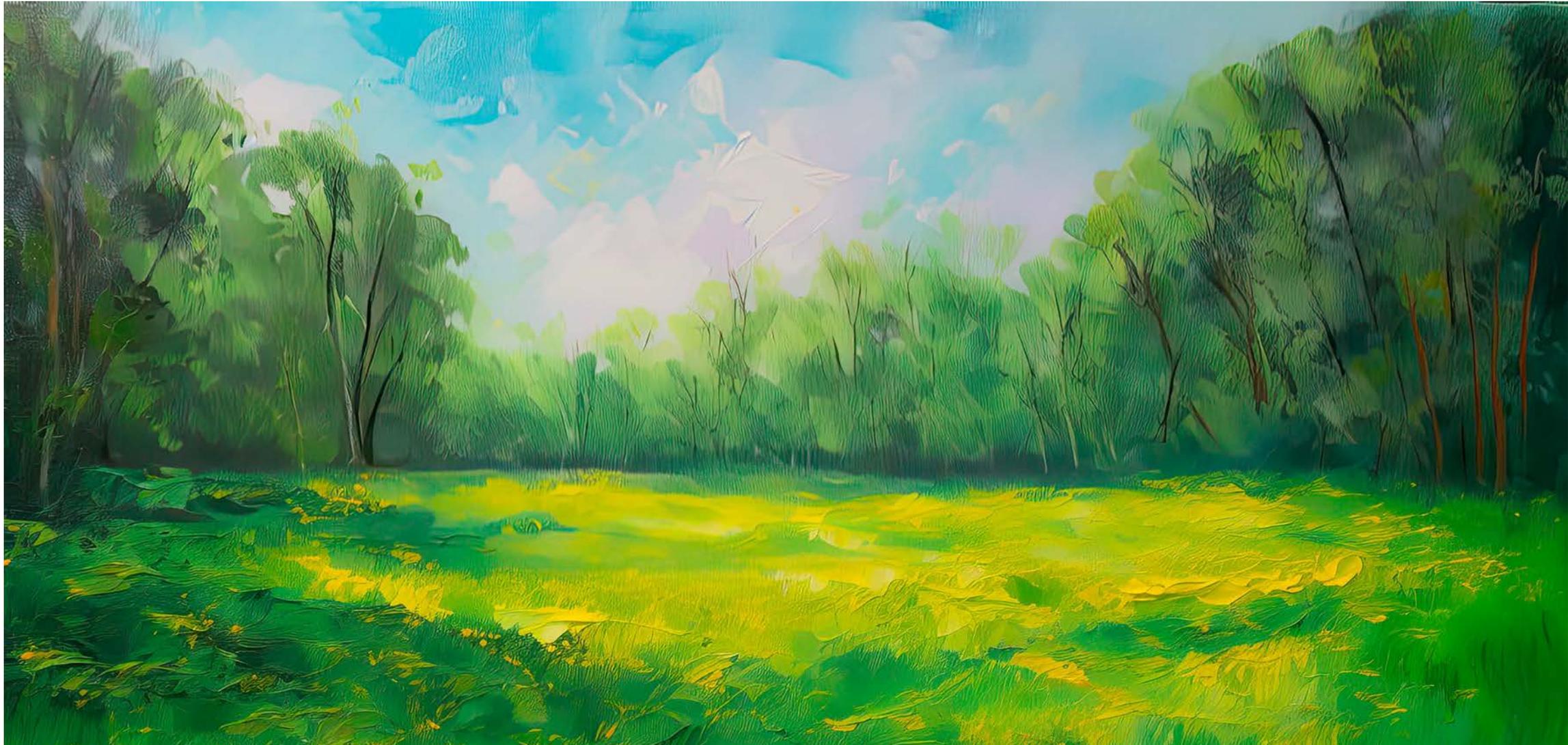


Augustiner
Heft Nr. 20 | April 2023

Was wärmt





Liebe Leserin, lieber Leser,

als wir diese Ausgabe des AUGUSTINERs in Angriff nahmen, stand das Gespenst einer Energiekrise vor der Tür und verbreitete bei vielen Angst und Schrecken. Der Krieg in der Ukraine und seine Folgen waren auf einmal direkt in unseren Häusern und Wohnzimmern zu spüren. Es drohte ein kalter, sehr kalter Winter zu werden. Vorschläge und Tipps, wie man Energie, Wärme und Strom sparen könne, waren zu hören – aus berufenem und unberufenem Munde. Die Regierung stellte Mittel bereit oder versprach sie zumindest.

Und wir überlegten: Wenn die Ausgabe 20 – diese aktuelle – erscheint, wird es langsam Frühling. Es wird wärmer. Was werden wir überstanden haben? Und mehr noch: Was ist nötig? Was

brauchen wir? Was wird uns wärmen, wenn es Frühling wird? So entstand unser Thema: »Was wärmt«.

Gestern, es war der 13. März, erreichten die Tagestemperaturen in Würzburg fast 20 Grad. Es war nur eine kurze Episode. Die Temperaturen sinken wieder. Es braucht noch ein paar Tage, bis es Frühling wird. Vielleicht sind auch die Beiträge dieses Heftes einige Episoden, die es kurz warm werden lassen in Ihrem Sinn, in Ihrem Herzen. Vielleicht ist auch etwas dabei, das den Frühling und den kommenden Sommer erahnen lässt. Und es kann sein, dass auch der eine oder andere Gedanke nachhaltig wirkt und bleibt.

Ich hoffe, dass Sie gut durch die kalte Zeit gekommen sind und dass Sie den Winter mit

seinen Bedrohungen und alles, was der Ukraine-Krieg zu uns getragen hat, gut überstanden haben. Und ich bete und bitte, dass es wirklich wieder warm wird in dieser Welt – nicht allein, weil die Sonne scheint. Ich bete und bitte um Gelassenheit, um Geborgenheit, um Sicherheit und Frieden.

Auch im Namen der Brüder in der Redaktion wünsche ich Ihnen ein gute eine bereichernde Lektüre dieser Ausgabe 20 des AUGUSTINERs.

P. Lukas OSA

Editorial



Entfesselte Energiekosten, Preissteigerungen, Versorgungsengpässe und hitzige Diskussionen darüber haben uns zu Beginn des Winters 2022/2023 beschäftigt. Woher wollen wir faires Gas, Öl oder Pellets bekommen? Wie kann ich mir das Heizen leisten? Wo kann ich sparen?

Recht schnell tappe ich als Prokurator und Wallfahrtskurat in die Falle: Ich schiele auf die Finanzen, verfallende Rechnen und Vergleichen, formuliere Vorsätze für mich und Appelle für andere. Beim kurzen Innehalten aber kommen Glaube – Liebe – Hoffnung durch. Es wird schon gut gehen! Grundvertrauen und Optimismus zünden.

Krisen und Herausforderungen sowie Glück und Rube kommen und gehen wie Wellen. Diese urchenliche Erfahrung steckt in unserem biblischen Ijob-Buch. Ein Vers aus dieser Glaubensbiographie hat mich diesen Winter wieder neu getroffen und getragen: »Wenn wir das Gute von Gott annehmen, sollten wir dann nicht auch das Schwere annehmen?« (Ijob 2,10)

Ja, wir haben ein paar Tage in unserer großen Wallfahrtskirche gefroren, aber jeder hatte Verständnis. Wir haben es mit Humor genommen, haben uns warm angezogen und sind im wahrsten Sinne des Wortes zusammengerückt – ein Bild, das auch gewärmt hat, in der sechs Grad kalten Kirche. In der Weihnachtszeit 2022 haben wir die Geschichte von Krippe, Ochs und Esel ganz anders verstanden. Und den Jahresschlussgottesdienst am 31. Dezember 2022 haben wir kurzerhand am Freialtar gefeiert. In der strahlenden Sonne hatte es dort zehn Grad mehr als in der Kirche; freudig, schön, lustig ... doch im Hinblick auf den Klimawandel auch beklemmend!

Jetzt, wo der Winter sich dem Frühling beugt und bald schon ein Sommer heraufzieht, bricht sich eine Erkenntnis Bahn: Die Wärme meines Winters 2022/2023 kam aus der Balance zwischen »nachhaltig wirtschaften« und »vertrauend leben«. Wir haben es geschafft, überstanden. Die Märkte haben sich stabilisiert und – wenn auch auf einem höheren Niveau – wieder beruhigt. Sogar der Staat hilft mit einer kleinen Geldspritze.

Doch die nie versiegende Energiequelle liegt woanders: bei IHM und in der Erfahrung: Wir haben zusammengehalten und unseren Beitrag geleistet.

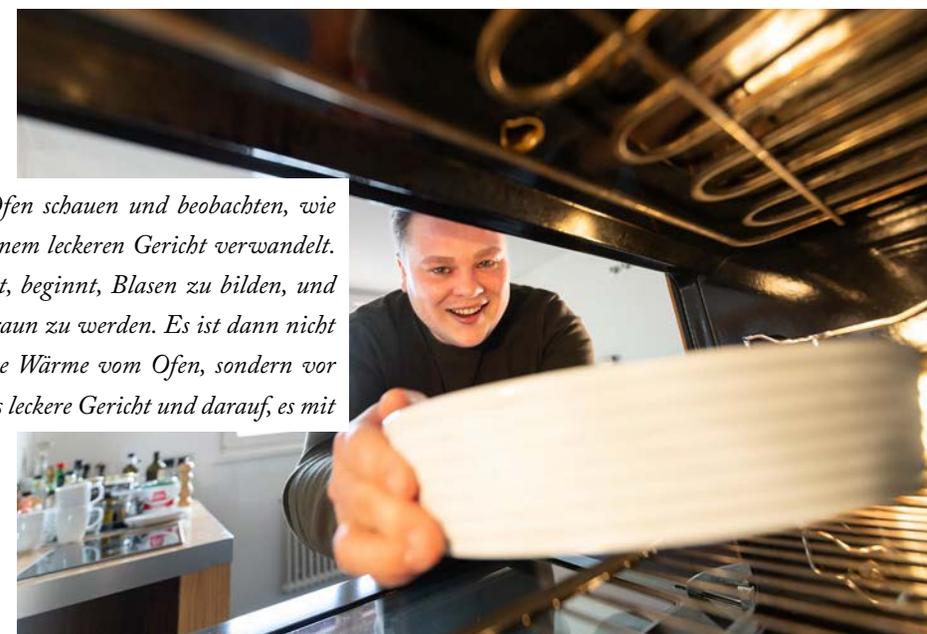
P. Felix OSA



Was mich wärmt? Ganz einfach: eine Tasse Tee, am liebsten Kräutertee von einem Südtiroler Biohof auf 1150 Meter Höhe, ohne zusätzliche Aromastoffe, frisch gebrüht, duftend und animierend.

P. Alfons OSA

Was wärmt



Was mich wärmt? – In den Ofen schauen und beobachten, wie sich langsam die Lasagne zu einem leckeren Gericht verwandelt. Wie der Käse langsam schmilzt, beginnt, Blasen zu bilden, und an manchen Stellen anfängt, braun zu werden. Es ist dann nicht nur der warme Geruch und die Wärme vom Ofen, sondern vor allem auch die Vorfreude auf das leckere Gericht und darauf, es mit anderen genießen zu können.

Br. Philipp OSA



Was mich wärmt? – Musik, am liebsten klassische Musik. In die großen Orchesterwerke des 19. und 20. Jahrhunderts kann ich von Kopf bis Fuß eintauchen. Ich kenne keine Gefühlslage, die klassische Musik nicht einfangen und verwandeln kann. Ob voller Enthusiasmus nach Schumanns erster und Dvořáks neunter oder zu Tränen gerührt nach Tschaikowskys sechster und Mahlers dritter Sinfonie: Das Herz gewinnt immer ein paar Grad dazu.

Br. Michael OSA

Glück in Krisenzeiten

Christoph Jacobs

Lebensqualität aus der Kraft des Glaubens



Alle Menschen streben nach Glück!

Heil, Glück und gelingendes Leben: Diese Sehnsucht erfüllt die Menschen aller Generationen. Denn es gilt: »Alle Menschen streben nach Glück!« Dieser Wunsch gilt immer. Auch in Krisenzeiten, wie wir sie jetzt in der Gegenwart erleben. In dieser elementaren Ausrichtung auf das Gelingen des Lebens sind sich alle Menschen einig. Bei dieser Grundthese zum Leben des Menschen stimmen auch fast alle großen Philosophen (z. B. Aristoteles und Thomas von Aquin) grundsätzlich überein. Religiös gewendet: Menschen sehnen sich nach dem Paradies. Während die Philosophen über die inhaltliche Bestimmung des Glücks häufig unterschiedlicher Meinung sind, gibt es unter Christinnen und Christen die sichere Überzeugung: Das vollkommene Glück ist der Himmel – und die Erde ist der Ort, an dem es beginnen darf: Wir sind zu einem »Leben in Fülle« (Job 10,1–10) berufen – auch angesichts der Probleme des Lebens und des Leids, die ein Teil dieses Lebens sind.

Ob Menschen an einen Gott glauben oder einen Weg auf dieser Welt ohne einen Transzendenzbezug gehen wollen: Dem Traum vom Glück dient der beständige Einsatz der gesamten menschlichen Existenz. Und sie steht auch im Zentrum des christlichen Glaubens. Dieser Traum wird in der Regel auch dann nicht verworfen, wenn er in den Krisen des Lebens mit der Bruchstückhaftigkeit der Welt und des eigenen Lebens kollidiert. Das gilt auch und gerade angesichts der Lebenskrisen, vor die sich Menschen im Laufe ihres Lebens gestellt sehen. Für uns Christinnen und Christen gilt: Der christliche Glaube verheißt das endgültige Glück durch den Tod hindurch.

Bereits die frühen Mönchsväter und Mönchsmütter und aufbauend auf ihnen die gesamten Traditionen der Lebenskunde und Lebensweisheit haben allerdings eines gelehrt: Das geglückte Leben ist kein »Lottoglück«. Es ist die Frucht eines Lebens, das aktiv gestaltet wird. Oder auch so: Um das geglückte Leben muss man kämpfen lernen! Besonders dann, wenn die Welt und sogar das eigene Leben von Krisen heimgesucht werden.

Auf der Suche nach Lebensqualität

Die Humanwissenschaften nähern sich dem aus philosophischer Perspektive nur schwer definierbaren Lebensglück über das Konstrukt der Lebensqualität (*quality of life*). Lebensglück hängt an der Lebensqualität. Lebensqualität wird meistens verstanden als Wahrnehmung des persönlichen Wohlbefindens mit Blick auf die Gesamtheit der körperlichen, seelischen, sozialen, aber auch der spirituellen Bestimmungsfaktoren des Lebens. In den gegenwärtigen dynamischen ganzheitlichen Gesundheitsmodellen steht das Ziel der Entwicklung von Lebensqualität der Menschen im Fokus des Interesses. Dies gilt selbst dann, wenn diese Lebensqualität durch Stressoren und andere »bedrohliche« und widerständige Umstände schwierig wird. Fundament dieser Strategie ist der Konzeptwechsel hin zum sogenannten Salutogenesemodell.

Salutogenese: das neue Zauberwort

Entstanden ist das Salutogenesemodell im Kontext der Suche nach gelingenden Strategien der Bewältigung von schädigenden Lebensbelastungen und Lebenskrisen. Vom Wort her handelt es sich bei der »Salutogenese« um eine lateinisch-griechische Wortschöpfung aus den Wortstämmen »salus« mit der Doppelbedeutung von »Gesundheit« und »Heil« und »genesis« mit der Bedeutung von »Entstehung« bzw. »Entwicklung«. Salutogenese thematisiert also die Dynamik von Gesundheit und – religiös gewendet – Heil. Erfinder des Wortes und Grundlagenentwickler des gesundheitswissenschaftlichen Verständnisses des im Ursprung religiösen Konzeptes ist der amerikanisch-israelische Medizinsoziologe Aaron Antonovsky (1923–1994). Die These lautet: Gerade angesichts von Belastungen braucht es das Denken und Handeln aus der Kraft der Ressourcen.

Abschied vom Denken in Stressmodellen

Aaron Antonovsky war ursprünglich Stressforscher. Bei den Stressmodellen stand zuerst die Frage im Zentrum: Welche Stressoren führen zu dem Problem, das einen Menschen gerade belastet oder umtreibt, seine Gesundheit schädigt und seine positive Entwicklung verhindert? Wie kann diesem Menschen geholfen werden, die Stressoren aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu bewältigen und eine gelingende Lebensentwicklung zu fördern?

Allerdings haben alle Stressmodelle aufgrund dieser Fragestellung bereits ein großes Problem: Ein »stressfreies Leben« bzw. krisenfreies Leben kann es überhaupt niemals geben. Stressoren sind überall! Krisen sind normal! Man kann sie gar nicht dauerhaft vermeiden oder gar abschaffen. Es braucht also ein neues Denken: einen Abschied vom Denken in Stressmodellen. Es braucht ebenfalls einen Abschied von der Suche nach der Stressvermeidung. Aber was ist eine sinnvolle Alternative?

Das Ressourcenuniversum – zentraler Faktor gelingender Lebensbewältigung

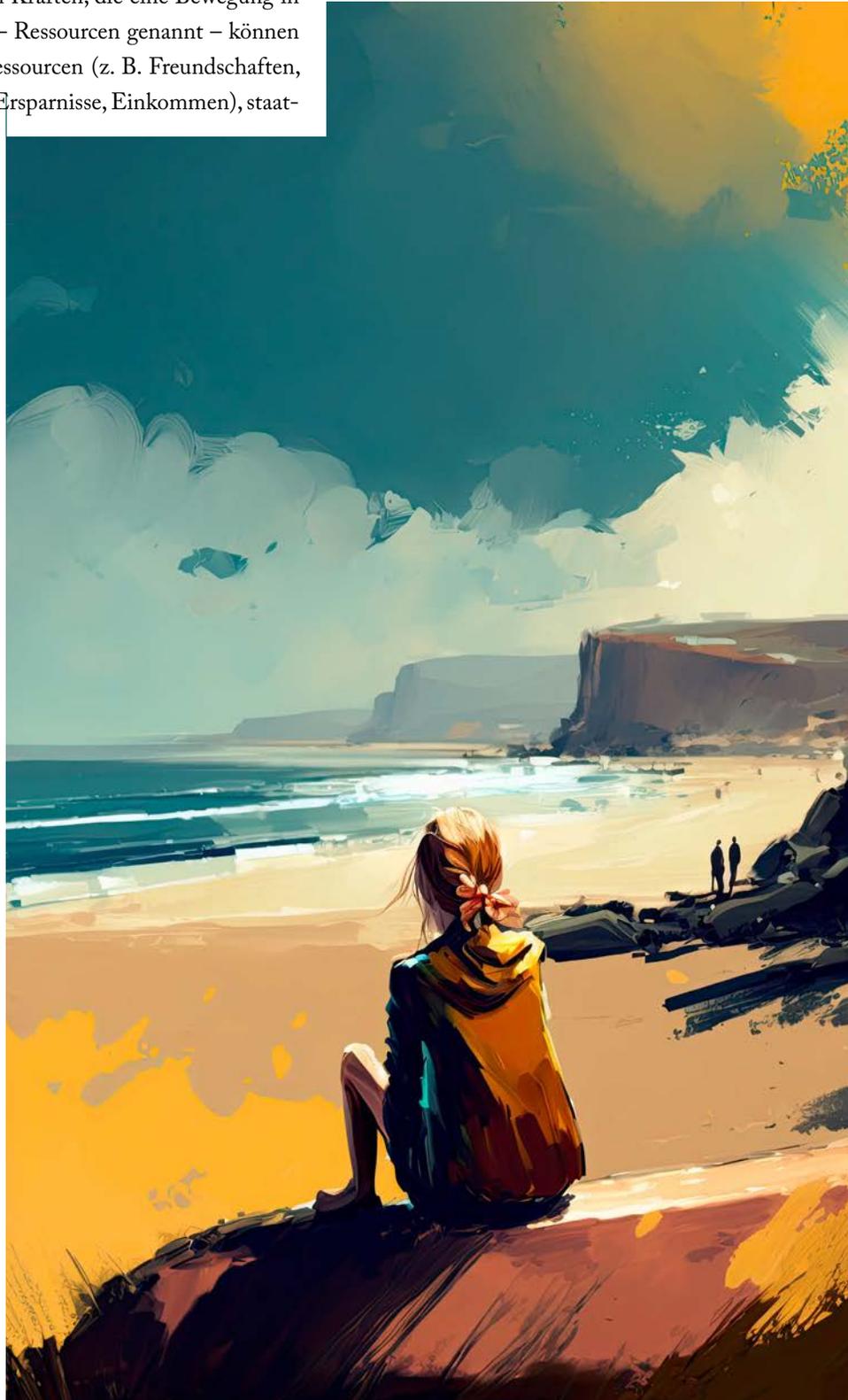
Die moderne Lebensqualitätsforschung kann zeigen: Menschen gewinnen Lebensqualität, wenn sie sich gerade angesichts von Stressoren und Krisen auf die Suche nach den »Gesundheitsregern« ihres Lebens machen. Dazu gehört auch ein Abschied von der beständigen Flucht vor den Krankheitsregern. Ein gelingendes Leben entsteht nicht aus der Vermeidung aller Belastungen und Gesundheitsrisiken. Es entsteht aus der gezielten Aktivierung von Kräften, die eine Bewegung in Richtung Gesundheit ermöglichen. Diese Kräfte – Ressourcen genannt – können verschiedener Natur sein: Es gibt etwa soziale Ressourcen (z. B. Freundschaften, Familie), materielle Ressourcen (z. B. Wohnraum, Ersparnisse, Einkommen), staatlich-kulturelle Ressourcen (z. B. demokratische Strukturen, Bildungsangebote und Sozialversicherungssysteme) oder – für diesen Beitrag besonders relevante – persönliche Ressourcen wie Intelligenz, Selbstvertrauen, Optimismus. Auch spirituelle Kräfte gehören dazu: zum Beispiel Gottvertrauen, Dankbarkeit und Ehrfurcht.

Der Aufbau eines stimmigen und belastbaren Lebensfundamentes

Die Gesundheitswissenschaft hat intensiv daran gearbeitet, einen generellen Indikator für die Ressourcenstärke eines Menschen zur Verfügung zu stellen. Dieser Indikator ist unter dem Terminus »Kohärenzgefühl« bekannt geworden. Gemeint ist damit eine subjektive Kompetenz, welche Menschen befähigt, sich als aktive Gestalterinnen und Gestalter ihrer Identität und Gesundheit zu begreifen. Der Begriff »Kohärenzgefühl« meint eine »geistige Haltung«, die wie ein »Lebensdirigent« wirkt. Es geht darum, auch und gerade in Krisenzeiten zur Überzeugung zu kommen:

1. »Ich verstehe, was um mich herum und mit mir passiert und warum es geschieht.«
2. »Ich finde immer wieder Möglichkeiten, meine Situation wenigstens an ausgewählten Stellen zu verändern und zum Besseren zu gestalten.«
3. »Ich kann mein Leben motiviert und engagiert leben.«

Wer sein Leben in dieser Weise salutogenetisch gestaltet, setzt daher nicht bei den Defiziten und Negativerfahrungen des Lebens an, sondern konzentriert sich auf die Chancen, die Potenziale und die Möglichkeiten.



Das Kohärenzgefühl schafft so etwas wie ein Gespür für die Verankerung im Leben, eine Art Lebensfundament angesichts der Stürme des Lebens. Es spielt für die Bewältigung schwieriger Lebenssituationen, wie auch für die Gestaltung des Alltags hin zu einem gelingenden Leben eine große Rolle. Es wird nicht zu Unrecht als »Herzstück der Salutogenese« bezeichnet.

Heilung und Heil als Kernbotschaft des christlichen Glaubens

Salutogenese ist aber nicht nur ein humanwissenschaftliches Konzept. Salutogenese – also die Entstehung von Heil – ist die Kernbotschaft des christlichen Glaubens. Die ganze Heilige Schrift und vor allem das Leben Jesu Christi vermitteln die wirksame Zusage des Heils und eine »Handlungsanweisung«, wie das Heil im Leben des Menschen entsteht. Aus christlicher Sicht gilt: Die Sehnsucht des Menschen nach Glück, Gelingen, Ganzheit, Sich-ganz-Verwirklichen ist Zeichen seiner Berufung zum Heil.

Der Glaube schenkt in dieser Perspektive ein starkes Lebensfundament, eine neue Lebensqualität. Ein Mensch, der glauben darf und will, kann durch seinen Glauben eine tiefe Erfahrung von Geborgenheit und Wärme machen. Zwar macht der Glaube das Leben des Menschen nicht kuschelig. Er macht das Leben nicht behaglich oder gemütlich. Aber er kann ihm die Hoffnung geben, dass das Leben in jedem Fall eine Zukunft hat, die bis in den Himmel reicht: bis in das Paradies, den »Ort« der umfassendsten Lebensqualität, die denkbar ist. Eine solche Erfahrung drängt dazu, diese Lebensqualität nicht nur für sich selbst zu beanspruchen, sondern auch den Mitmenschen in Wort und Tat weiterzugeben. Denn es gilt: Geteiltes Glück wird doppeltes Glück. Ein Stückchen mehr vom Paradies schon hier auf der Erde.



Dr. Christoph Jacobs ist Katholischer Priester, Professor für Pastoralpsychologie und Pastoralsoziologie an der Theologischen Fakultät Paderborn. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in der geistlichen und therapeutischen Begleitung und Beratung, in der Organisationsentwicklung der Kirche, in der Erforschung und der Förderung der Persönlichkeit, der Gesundheit, der Motivation, der menschlichen und geistlichen Qualifikationen von Menschen im Dienst der Kirche und der Gesellschaft.

Weitere Informationen unter:
www.thf-paderborn.de/lebrstuehle/pastoralpsychologie



»Ein gegenseitiges Wärmebild«

Br. Philipp und Lara Sensbach schaffen mit ihrer Arbeit »Wärmeorte« für Menschen mit Behinderung. Im Interview mit Br. Michael geben sie ein paar Einblicke.

Liebe Lara, lieber Philipp, ihr arbeitet im Würzburger Blindeninstitut (im »Blindi«, wie ihr gerne sagt), einer Wohneinrichtung für Menschen mit Behinderung. Wer genau lebt dort und wie sieht eure Arbeit aus?

Lara: Bei uns leben Menschen, die blind oder sehbehindert sind und zudem mehrfache körperliche und geistige Beeinträchtigungen haben. Die Krankheitsbilder sind dabei völlig unterschiedlich. Es gibt bei uns zwar auch eine Schule und eine Einrichtung für Kinder und Jugendliche, aber wir beide arbeiten in Wohngruppen, in denen ausschließlich Erwachsene leben. Also so etwa vom 21. Lebensjahr an – wenn sie die Schule beendet haben – durch alle Altersstufen hindurch bis zum Lebensende.

Philipp: Wir arbeiten in Wohngruppen, d. h. in festen Gruppen, in denen jeweils acht Bewohner leben. Diese werden rund um die Uhr betreut. Von einer Nachtwache und tagsüber idealerweise von zwei Mitarbeitern, je nach Schweregrad der Behinderungen. Schwerpunkte unserer Arbeit sind dabei die Pflege und die komplette Hilfe, die es im Alltag benötigt. Also von der Förderung, der Gestaltung des Lebens in der Gruppe bis hin zu Arztbesuchen.

Eure Bewohner leben also alle dauerhaft bei euch und nicht nur vorübergehend.

Lara: Ja. Es sei denn, sie wechseln die Einrichtung. Das kommt schonmal vor, wenn z. B. die Eltern der Bewohner umziehen und einen Einrichtungsplatz finden, der näher am neuen Wohnort ist.

Philipp: Manche Bewohner sind natürlich so fit, dass sie tagsüber im Blindeninstitut in der Werkstatt arbeiten können. Manchmal ergibt sich auch die Gelegenheit, dass die Bewohner über spezielle Angebote Urlaub machen können oder z.B. in den Ferien Zeit bei ihrer Familie verbringen, aber ihren Lebensmittelpunkt haben sie schon bei uns in der Gruppe.

Was würde den Menschen fehlen, wenn sie nicht bei euch oder in einer vergleichbaren Einrichtung leben würden?

Lara: Natürlich das Pflegerische, also die Tatsache, dass 24 Stunden jemand für einen da ist und die Probleme erkennt. Hinzu kommt aber auch die Abwechslung, weil so viele Menschen da sind, eben auch viele verschiedene Mitarbeiter. Dadurch wird den Bewohnern auch mehr Geduld entgegengebracht. Natürlich wird der Geduldsfaden schon einmal kürzer, wenn ich

längere Zeit am Stück im Dienst bin. Da hilft es, wenn nach einer gewissen Zeit eine Kollegin oder ein Kollege übernimmt. Das gilt umgekehrt natürlich auch. Und durch die Vielfalt ist das Leben für die Bewohner nicht so eingefahren oder eintönig.

Philipp: Es ist auch so, dass die Bewohner die Chance haben, mit anderen Bewohnern in Kontakt zu kommen und so auch Beziehungen auf Augenhöhe haben. Da ist es in Einrichtungen natürlich leichter, die Freunde zu besuchen als zu Hause. Es gibt auch viele Eltern, die ihre Kinder zu Hause betreuen und sogar pflegen. Irgendwann kommt dann aber doch der Punkt, an dem das nicht mehr möglich ist. Bei uns können die Bewohner ein Leben lang wohnen und ihr Leben gestalten, mit allem, was dazu gehört.

Ihr beide habt ja beruflich durchaus auch andere Möglichkeiten. Philipp, du bist ausgebildeter Erzieher, und Lara, du bist nach deinem Abschluss als Bachelor nicht zum Masterstudium an der Uni geblieben, sondern hast sogar eine Gruppenleitung übernommen. Was motiviert euch zu eurer Arbeit?

Philipp: Also zum einen ist die Arbeit sehr abwechslungsreich, weil die Behinderungsbilder, mit denen man zu tun hat, wahnsinnig unterschiedlich sind. Man hat es mit unterschiedlichsten Verhaltensweisen zu tun, mit unterschiedlichsten psychischen und körperlichen Erkrankungen. Zum anderen braucht es für die Arbeit mit Menschen mit Behinderung aber schon auch so etwas wie Berufung, sodass man auch selbst etwas Positives aus der Arbeit ziehen kann. Das erlebe ich bei dem, was ich zurückbekomme. Es ist einfach ein sehr von Dankbarkeit geprägtes, liebevolles Arbeitsfeld.

Lara: Ich empfinde es so, dass man bei der Arbeit eben nicht irgendeine austauschbare Person ist. Man spürt eine besondere Wertschätzung, die mit keiner anderen vergleichbar ist. Die Bewohner sind eben froh, dass genau du da bist, und das merkt man.

Wie merkt ihr das?

Lara: Manchmal ist es ein kurzer Satz, wie »Ach, ich hab dich lieb!« oder »Schön, dass du da bist!« oder »Was, du kommst erst nächste Woche? So lange bist du nicht da.« Und manchmal sind es einfach nur Gesten, die Ausstrahlung oder die gute Laune, wenn man da ist.

Das klingt schon so, als dass man eure Wohngruppen als »Wärmeort« beschreiben kann.

Philipp: Ja, schon. Es geht ja nicht nur um die Versorgung mit dem Nötigsten, sondern wir versuchen schon sehr viel, damit sich die Bewohner wohlfühlen und in der Gruppe ihren Platz haben, ihr Leben gestalten können.

Lara: Wärme geben sich aber auch die Bewohner untereinander. Es entstehen Freundschaften oder man freut sich einfach auf das gemeinsame Fernsehschauen am Abend. Untereinander sind die Gespräche auch noch einmal auf einer ganz anderen Ebene als mit uns, weil wir natürlich nur unsere Perspektive haben und nicht die der Menschen, die bei uns leben.



Und ihr bekommt von dieser Wärme auch etwas ab, wie ich herausgehört habe.

Lara: Auf jeden Fall. Ich glaube aber – und da hat Philipp sicher auch recht, wenn er von Berufung spricht –, dass man diese Wärme auch wahrnehmen und annehmen können muss. Viele sind vielleicht gar nicht in der Lage, diese Wärme zu sehen. Es ist wirklich ein gegenseitiges Wärmebild, das da entsteht, auch wenn den Bewohnern das sicher nicht immer bewusst ist.

Ihr versucht also so etwas wie eine familiäre Atmosphäre zu schaffen. Das geht weit über das hinaus, was ich mir unter Pflege vorstelle.

Lara: Naja, das Pflegerische ist schon sehr zentral, aber es ist gerade nicht so wie etwa im Krankenhaus, wo in den allermeisten Fällen der Klient nach ein paar Tagen wieder geht. Bei uns sind die Bewohner eben meist so lange da, wie du selbst in der Gruppe bist. Die wachsen einem schon sehr ans Herz.

Wie schafft ihr es, mit dieser Spannung umzugehen? Auf der einen Seite müsst ihr professionell sein, auf der anderen Seite könnt ihr euch aber auch nicht hinter eurer Tätigkeit verstecken, sondern müsst gerade ganz Mensch sein.

Philipp: Man versucht natürlich schon, eine gewisse Distanz zu wahren, aber insbesondere wenn man mit einem Bewohner jahrelang zusammenarbeitet, ist das sehr schwer. Durch viele Situationen ist man deshalb auch besonders herausgefordert. Da muss man lernen, dass man dann auch mal sagt: »Ok, in der Situation kann ich jetzt auch nichts bewirken, da muss jetzt mal je-

mand anders her.« Man muss also seine eigenen Grenzen kennen. Und genauso natürlich die Situation des Bewohners, um herausforderndes Verhalten nicht auf sich selbst zu beziehen.

Lara: Viele Bewohner werden mit der Zeit schon so etwas wie Angehörige. Da muss man sich, wenn man nach Hause geht, schon auch immer mal verdeutlichen: »Es ist ›nur‹ die Arbeit.« Besonders natürlich in schweren Situationen, bei Sterbefällen zum Beispiel. Das lernt man nur mit der Zeit. Dabei hilft es natürlich, sich mit Kollegen oder Freunden zu unterhalten, die auch wissen, was die Arbeit und die jeweilige spezielle Situation bedeuten.

Wie würdet ihr die Zielsetzung eurer Arbeit beschreiben bzw. wann könnt ihr etwas als eine Art Erfolg verbuchen?

Philipp: Also ich denke da an einen Bewohner, der sich mit seiner Situation bei uns sehr schwergetan hat und sehr gezweifelt hat, ob er bei uns bleiben möchte. Irgendwann konnte er dann sagen: »Ich bin gerne hier.« Das war und ist ein Erfolg.

Lara: Im Erwachsenenbereich geht es im Wesentlichen darum, den Bewohnern eine gewisse Freiheit zu geben. Einmal die Freiheit, dass sie so sein können, wie sie sind, und dann auch die, dass sie in der Lage sind, auch das einzubringen, was sie können. Förder- oder Entwicklungsziele wie bei Kindern und Jugendlichen stehen da zunächst einmal eher im Hintergrund.



Wie habt ihr in eurer Arbeit die Zeit der Corona-Pandemie erlebt?

Philipp: Das war schon nicht so leicht. Die Kontakte der Bewohner waren völlig auf die Gruppe beschränkt. Dadurch sind viele Highlights durch gruppenübergreifende Angebote weggefallen. Und natürlich durften auch die Eltern zeitweise die Gruppe nicht besuchen. Wir haben dann immer versucht, das gruppenintern so ein bisschen auszugleichen, indem wir z. B. Gruppenfeiern veranstaltet oder auch mal Essen bestellt haben.

Hat sich bei den Bewohnern in der Corona-Zeit etwas verändert?

Lara: Also dadurch, dass ja zeitweise die Bewohner ganz in ihrem Zimmer bleiben mussten und ihnen so sehr viel Freiheit genommen wurde, sind innerliche Aggressionen gewachsen, die sich dann zum Beispiel in Schreien geäußert haben oder darin, dass alltägliche Dinge nicht mehr akzeptiert wurden. Das haben wir dann natürlich voll abbekommen.

Was würde euch fehlen, wenn ihr nicht eure Arbeit in der Wohngruppe hättet?

Lara: Ich glaube, diese besondere Form von Anerkennung, die dir der Bruder, die Mama oder der beste Freund nicht geben kann, weil die Bewohner dich nochmal aus anderen Gründen schätzen. Es würde mir fehlen, so für Menschen da zu sein, wie ich es auf der Arbeit kann, und das dann auch zurückbekomme.

Philipp: Mir würde es auch fehlen, so für Menschen da zu sein und sie auf ihrem Lebensweg begleiten zu können.

Was nehmt ihr aus eurer Arbeit mit in euer Leben?

Philipp: Das hat viel mit Zufriedenheit zu tun. Es geht um ein Zufriedensein mit dem, was man hat. Zu akzeptieren, dass manche Dinge einfach so sind, wie sie sind, aber man immer auch etwas daraus machen und etwas Positives daraus ziehen kann.

Lara: Man kennt im Leben einfach viele ›Luxusprobleme‹ und die rücken angesichts dessen, was ich bei der Arbeit erfahre, in den Hintergrund. Dadurch hat sich mein Blick dafür, was wirklich wichtig ist im Leben, schon verändert.

Was würdet ihr aus eurer Erfahrung heraus gerne der Gesellschaft mitgeben?

Lara: Ich denke, das Wichtigste ist, dass schon von klein auf Kontakte hergestellt werden, weil zu wenig Berührungspunkte zu Menschen mit Behinderungen bestehen. Sowohl hinsichtlich ihrer Situation als auch hinsichtlich unserer Arbeit herrscht zu wenig Wissen, denke ich. Ich bekomme das mit, wenn mir Menschen sagen: »Das, was du tust, könnte ich nicht«, und ich dann die Rückfrage stelle: »Was glaubst du denn, was ich mache?« Da kommt dann nur ein sehr beschränktes Bild. Menschen mit Behinderung werden vielfach allenfalls als Randgruppe wahrgenommen, ohne genauere Einblicke in ihr Leben zu haben oder auch zu wissen, was in den Menschen eigentlich steckt und was sie können.

Philipp: Ich denke auch, es gibt zu wenig Berührungspunkte und da ist die Gesellschaft gefragt, weil viele Menschen mit ihren Behinderungen nicht aktiv und selbstständig an allem teilhaben können. Und wenn dann noch die Barrierefreiheit fehlt, sind viele von vorneherein ausgeschlossen. Manchmal denke ich, dass ein verpflichtender Zivildienst ab 18 Jahren oder so genau das Richtige wäre. Allein schon deshalb, weil in der Gesellschaft kaum ein Sensus für die Pflege und soziale Arbeiten besteht. Da sollte einfach jeder mal reingeschnuppert haben, um zu wissen, was dieser ganze soziale Bereich und was unsere Arbeit bedeuten.

■

Br. Philipp Katzenberger OSA absolvierte eine Ausbildung zum Erzieher und arbeitet seither mit Menschen mit Behinderung. Seitdem er – nach Beendigung des Noviziates – im Augustinerkloster Würzburg lebt, tut er dies in einer Wohngruppe des Würzburger Blindeninstitutes.

Lara Sensbach begann ihre Tätigkeit im »Blindi« nach dem Abitur und studierte parallel dazu bis 2022 Sonderpädagogik an der Uni Würzburg. Nach Abschluss des Studiums ist sie wieder vollzeitlich in einer Wohngruppe tätig und hat deren Leitung übernommen.

Fotos: Blindeninstitut

Weitere Infos zum Blindeninstitut gibt es auf: www.blindeninstitut.de



»Ein Ort, der guttut«

Susanne Wildfeuer

Der Schweizer Psychiater C. G. Jung ging davon aus, dass jedem Ort ein Geist innewohnt, der sich auf die, die dort leben oder arbeiten, auswirkt. Er war nicht der erste, der darüber nachgedacht hat, denn seit uralten Zeiten gibt es ein überliefertes Wissen darüber, dass bestimmte Orte eine bestimmte Wirkung entfalten: zum Schlimmen und zum Guten. In der Wissenschaft spricht man vom »*Topophilia-Effekt*«. *Topophilia* ist ein Begriff, der aus dem Griechischen kommt, eine Verbindung aus den beiden Wörtern *topos* (Ort) und *philia* (Liebe zu). *Topophilia* meint ein starkes Gefühl für einen Ort, das sich mit der Liebe zu bestimmten Aspekten des Ortes vermischt.

Wir kennen das auch: Wir betreten ein Haus und fühlen uns dort sofort wohl, ohne dass wir sagen könnten, warum das so ist. Genauso oft gibt es aber auch die umgekehrte Erfahrung: So sehr wir uns auch bemühen, werden wir mit dem Ort nicht warm. Bei beiden Erfahrungen ist es meist nur ein Bauchgefühl. Es ist so, als ob positive oder eben negative Energie durch uns hindurchfließt.

Auch in Kirchen ist der *Topophilia*-Effekt zu spüren. Schon beim Öffnen der Kirchentüre spüre ich, ob da Energie fließt, die mir guttut. Solche positive Energie bewirkt, dass ich den Raum gerne betrete, ja, dass es mich in diesen Raum hineinzieht. Sie bewirkt ein gutes Gefühl, wenn ich im Kirchenraum stehe und schafft sofort und ohne große Vorerfahrungen Beheimatung.

Für mich ist die Würzburger Augustinerkirche ein solcher Ort voller positiver Energie. Schon, wenn ich die Treppe zum Haupteingang hochgehe, empfinde ich das, was *Topophilia* meint: ein Ort, an dem ich sein darf. Draußen und drinnen. Draußen kann ich auf den Stufen der Kirchentreppe das bunte Leben der Stadt ge-

nießen. Und drinnen werde ich von einem Wort empfangen, das ich schon so oft gelesen und gehört habe und dass mich doch jedes Mal beim Betreten der Kirche wieder wohltuend umhüllt: »Ich will, dass du bist«.

Sein zu dürfen: in einem Raum, der guttut.

Klar und unaufdringlich wirkt die umgestaltete Augustinerkirche. Mutige Entscheidungen wurden da vor Jahren getroffen und gegen Widerstände durchgehalten. Gott sei Dank. Entstanden ist ein Kirchenraum, dem alles Starre fehlt. Flexibel kann er den vielfältigen Veranstaltungen angepasst werden. Ich habe die Kirche als Konzertsaal erlebt, in dem sich die Besucherinnen und Besucher um den Spieltisch der Orgel gruppieren, der in der Kirchenmitte steht. Manchmal spielen die Musiker vorne an den Stufen zum Chorgestühl, manchmal platzieren sie sich hinten, vor der Madonna. Je nachdem entsteht ein anderes Raumgefühl. Ganz besonders ist für mich die Augustinerkirche als Festsaal. Für die Agapefeier am Ende des »Fastenkurses« haben wir Tische in die Kirche gestellt, um im Gottesdienst gemeinsames Essen und Trinken und Gespräch zu ermöglichen. An den gedeckten Tischen treffen sich Menschen aus den verschiedensten Lebensverhältnissen und mit den unterschiedlichsten Biographien. Alle dürfen sein. Auch in den Gottesdiensten. Für manche mag

es gewöhnungsbedürftig sein, dass der Priester mitten in der Gemeinde sitzt. Ich erlebe das als wohltuend evangelisch und als Geschwisterlichkeit auf Augenhöhe. Ich finde es schön, dass mir Menschen gegenüber sitzen und ich in ihren Gesichtern lesen kann. Was bewegt sie gerade, welche Gedanken gehen ihnen durch den Kopf? Ich denke daran, dass wir alle Abbilder unseres Gottes sind, und ich bin um diese Gottesbegegnung froh, die so alltäglich und doch so schön ist. Besonders schön ist es, bekannte Gesichter zu entdecken. Wir nicken uns zu, begrüßen uns mit einem Lächeln, und ich weiß, dass es anschließend noch ein kleines Schwätzchen geben wird. Nicht draußen, vor der Kirchentür, sondern mittendrin in dieser Kirche, die nach dem Gottesdienst ganz einfach zum Begegnungsraum wird. – Ich will, dass Du bist.

Sein dürfen: im Gottesdienst.

Sehr unterschiedliche Gottesdienste habe ich schon in der Augustinerkirche gefeiert. Jeder war besonders. In jedem habe ich mich zu Hause gefühlt. Ich mag die klaren und schnörkellosen Feiern, in denen Gott in unsere Mitte geholt wird. Ich darf sein, das ist die Botschaft der Gottesdienste. Im Kirchenraum sammelt sich eine bunte Gemeinschaft um den Altar, und ich gehöre dazu, ohne Zwang, so wie es für mich gerade passt.



Für mich als evangelische Christin ist es stets etwas Besonderes, dass ich mich aus der Gemeinschaft nicht ausschließen muss, wenn Katholikinnen und Katholiken die Kommunion empfangen. Alle dürfen kommen. Niemand ist ausgeschlossen. Es tut gut, die Liebe zu spüren und nicht das Gesetz. Die Corona-Pandemie war der Anlass, dass diese offene Abendmahlspraxis noch einen Schritt weitergeführt wurde. Nicht nur das Brot, sondern auch den Wein teilen wir miteinander. Ich stelle mir vor, dass es damals bestimmt genauso war, als sich die ersten Christinnen und Christen in ihren Häusern versammelt haben.

Ich schätze in den Gottesdiensten aber auch die lebensnahen Predigten und die Texte und Gedichte, die mit Bedacht ausgewählt und so wunderbar unklerikal sind. Ich freue mich, wenn Frauen am Gottesdienst beteiligt sind und zu Wort kommen. Und ich genieße die Musik, die Orgel und den Chor. Bei den Augustinern habe ich die Gesänge von Huub Oosterhuis kennen- und schätzen gelernt. Und jedesmal, wenn wir davon singen, dass die Steppe blühen wird, wird die Musik für mich zur Quelle, aus der Energie und Hoffnung fließen.

Sein dürfen: mit Menschen

Einmal im Monat laden wir zum Zwischenraumritual. Ich erlebe diese Rituale als die stärkste Form des Miteinanders. Vor der goldenen Wand stehen Männer und Frauen, die sich nicht kennen. Aber sie sind miteinander verbunden, weil sie alle einen Verlust erlebt haben. Menschen werden zu einer Solidargemeinschaft auf Zeit. Jeder kann bei sich sein, jede kann aber

auch spüren, dass sie mit ihrem Schicksal nicht alleine ist. So stehen wir vor der goldenen Wand des »Zwischenraums« und erleben auch hier, wie gut es ist, sein zu dürfen: Trauer darf sein, manchmal auch Tränen. Zeit, die man braucht, darf man sich nehmen und dann auch wieder auseinandergehen.

Ich will, dass Du bist – in der Augustinerkirche dürfen alle sein: Gläubige und Gottsuchende und Zweifelnde. Niemand wird nach seiner Konfession oder Religion gefragt. Ob meine Liebe einem Mann gilt oder einer Frau – auch das ist kein Kriterium. Alle sind eingeladen, alle willkommen, und ich bin mittendrin. Evangelischer kann Kirche nicht sein.

Susanne Wildfeuer, Diplom-Theologin, ist evangelische Pfarrerin in Würzburg. Sie ist über ihre Tätigkeit als Gemeindepfarrerin hinaus vielfältig engagiert. Dabei liegt ihr besonders das ökumenische Miteinander der unterschiedlichen Kirchen und Glaubensgemeinschaften am Herzen. Auch uns Augustinern ist sie seit vielen Jahren eng verbunden.





»Das Feuer, das wärmt«

Biblische Perspektiven

Detlef Hecking

Beim Schreiben dieses Textes ist es draußen kalt. Der Boden ist gefroren. Ich sitze im Warmen. 24 Stunden zuvor hat ein verheerendes Erdbeben Teile der Türkei und Syriens verwüstet. Die verschütteten Überlebenden liegen nachts bei Temperaturen unter dem Gefrierpunkt unter Trümmern. Eine schreckliche Vorstellung, die ich nicht aus dem Kopf bringe, während ich darüber schreiben soll, »was wärmt«.

Wärme – so verstanden und nicht symbolisch, verinnerlicht – ist lebensnotwendig. Schon Kohelet weiß: »Wenn zwei zusammen schlafen, wärmt einer den anderen; einer allein – wie soll er warm werden?« (Koh 4,12) Eine Decke, ein warmes Essen, ein Feuer retten Leben. In der Pfarrei meiner Kindheit, Mitte der 1970er-Jahre, übernachtete ein Obdachloser im Winter im Heizungskeller. Als der Pfarrer dies auch noch einem zweiten Obdachlosen erlaubte, blieb der erste – »Sputnik« genannt – wieder draußen. Eines Nachts erfror er in der Stadt.

In der griechischen Sage bringt Prometheus den Menschen das Feuer, gegen den Willen des Göttervaters Zeus. Prometheus bedeutet »der Vorausdenkende«, und Prometheus weiß: Ohne Feuer auf Dauer kein menschliches Leben. Wärme und gekochte Nahrungsmittel, Metallverarbeitung und die Beherrschung des Feuers sind Eckpfeiler menschlicher Zivilisation.

Die Bibel erzählt nichts über die Herkunft des Feuers. Sie weiß aber um seine existentielle Bedeutung und verbindet es deshalb eng mit Gott: Gott erscheint Mose im brennenden Dornbusch (Ex 3,2). Später zieht der Ewige den Israelitinnen und Israeliten in Gestalt einer Feuersäule auf ihrem Weg durch die nächtliche Wüste voran (Ex 13,21 f.). Gott steigt im Feuer auf den Berg Sinai

herab (Ex 19,18). Ezechiel sieht den unsichtbaren Gott selbst in einer Vision von Feuer umgeben (Ez 1,4 und 1,27) und auf dem Opferaltar soll das Feuer nicht ausgehen (Num 6,5 f.).

Neben dieser engen Verbindung mit Gott erwähnt die Bibel gelegentlich, dass Feuer wärmt. Das ist zwar selbstverständlich, wird aber beispielsweise von Jesaja so ausdrücklich betont, als wolle sich der Prophet an das wohlige Gefühl erinnern: Ein gutes Feuer zeichnet sich dadurch aus, dass man um es herumsitzt und sich daran wärmt (Jes 47,14).

Es ist jedoch keinesfalls gleichgültig, was am Feuer konkret geschieht. Kurz zuvor spottet derselbe Jesaja über Menschen, die sich Kultfiguren von anderen Göttern machen – »Nichtse« in der Sprache der Bibel (Ps 96,5; Apg 14,15) – und sie anbeten:

»Man fällt eine Zeder, wählt eine Terebinthe oder sonst einen mächtigen Baum, ... man macht ein Götterbild und fällt vor ihm auf die Knie. Einen Teil des Holzes verbrennt man im Feuer, darüber isst man das Fleisch; man brät einen Braten und sättigt sich. Auch wärmt man sich am Feuer und sagt: Oh, wie ist mir warm! Ich sehe das Feuer. Aus dem Rest des Holzes aber macht man sich einen Gott, sein Götterbild, vor das man sich beugt und niederwirft, zu dem man betet und sagt: Rette mich, du bist doch mein Gott! Unwissend sind sie und ohne Verstand; denn ihre Augen sind verklebt, sie sehen nichts und ihr Herz hat keine Einsicht. Sie überlegen nichts, sie haben keine Erkenntnis und Einsicht, sodass sie sich sagen würden: Den einen Teil habe ich ins Feuer geworfen, habe Brot in der Glut gebacken und Fleisch gebraten und es gegessen. Aus dem Rest des Holzes aber habe ich mir einen abscheulichen Götzen gemacht und nun beuge ich mich nieder vor einem Holzklotz. Wer Asche hütet, den hat sein getäushtes Herz verführt. Er wird sein Leben nicht retten und wird nicht sagen: Ich halte ja nur ein Trugbild in meiner rechten Hand.« (aus Jes 44,14–20)



Was wärmt, ist – über das Feuer hinaus – Einsicht. Wahrhaftigkeit. Solidarität. Ermutigung. Zuwendung. Konkrete, handfeste Hilfe. So, wie sie beispielsweise der Prophet Elija in der größten Krise seines Lebens erfährt: Eben noch hatte er über die Baals-Prophe-ten triumphiert und Hunderte von ihnen nach einem ›Gottesur-tek‹ umbringen lassen (bei dem übrigens Feuer vom Himmel die entscheidende Rolle spielte: *1 Kön 18*). Doch dann muss er um sein Leben rennen. Er flieht in die Wüste und wünscht sich, radikal und voller Selbstkritik, den Tod. Ein Engel – es mag ein Mensch gewesen sein, ein Bote Gottes ist es auf jeden Fall – weckt ihn auf. Der Engel hat in glühender Asche Brot für ihn gebacken. Es dauert eine Zeit lang, bis Elija dies (und damit auch die Wahrheit seines Lebens) annehmen kann, doch dann geht er gestärkt wei-ter zum Gottesberg Horeb. Dort erfährt Elija das Wirken Gottes dann nicht im Feuer, sondern in einer »Stimme *verschwebenden Schweigens*«, wie Martin Buber es übersetzt (*1 Kön 19,12*). Was aufrichtet, stärkt und wärmt, ist die innere Einsicht in Respekt und Toleranz – und konkretes menschliches Zu-sammenleben in Gerechtigkeit und Frieden. Das läuternde Feuer bringt es an den Tag. Diese Erkenntnis kann schmerzhaft sein, auch wenn der Körper durch das Feuer warm bleibt.

Das bekannteste Feuer des Neuen Testaments ist vielleicht jenes, das in Jerusalem im Hof des Hohenpriesters brennt, als Jesus drin-nen im Haus verhört wird. Petrus wärmt sich am Feuer draußen. Eine Magd erkennt ihn als Begleiter Jesu. Doch Petrus geht nicht ein auf diesen Gesprächsaufakt, sondern verleugnet die Freund-schaft seines Lebens und seine Nachfolge. Voller Angst schwört er dem Alltag der letzten Jahre ab, die er in der Nähe Jesu verbracht hat. Als ihm dies bewusst wird, weint er bitterlich (*Mk 14,53–72; Lk 22,62*). Das wärmende Feuer hat die Wahrheit seines Lebens an den Tag gebracht: seine Angst, sein Versagen, die bittere Er-kenntnis, wozu er fähig ist. Aber auch seinen innigsten Wunsch, all dies möge doch anders und er selbst ein besserer Freund Jesu



sein. Petrus hat Glück. Er bekommt eine weitere Chance. Wie-der an einem Feuer, diesmal in Galiläa und nach Ostern. Nach einer Nacht vergeblichen Fischfangs zeigt sich der Auferweck-te dem Petrus (und den anderen Jüngerinnen und Jüngern) am Ufer des Sees Gennesaret. Jesus hat bereits ein Feuer gemacht, teilt mit ihnen Fisch und Brot. An diesem Feuer darf Petrus Jesus

dreimal bestätigen, dass er ihn tatsächlich liebt (*Joh 21*). Dieses Bekenntnis wird zum neuen, tra-genden Grund seines restlichen Lebens.

Was wärmt also? Feuer, natür-lich, Decken und rettende Hän-de. Dies nicht zuerst zu nennen wäre zynisch angesichts der ver-schütteten Überlebenden, die in Syrien und der Türkei in Eises-kälte auf Hilfe warten. Doch ge-rade diese Hilfe ist ja Ausdruck von weltweiter Solidarität und



Gerechtigkeit, von Selbstlosigkeit und persönlichen Engagement. Für manche ist dieses Engagement aus ihrem Glauben heraus motiviert. Für andere geht es schlicht und einfach um Mitmenschlichkeit und Menschenrechte. Was wärmt, ist nicht nur das Feuer, sondern die innere Haltung und die konkrete Praxis, die das Feuer entzündet.

Wenn dieser Text gedruckt erscheint, wird es wärmer geworden sein. Die Katastro-pher wird – einmal mehr – an den Tag gebracht haben, wo solche Hoffnungs-Feuer entzündet wurden und wo nicht, wer dazu beigetragen hat und wer nicht. Ob – und für wen – es wirklich warm wird, ist nicht nur eine Frage der Körpertemperatur, sondern ob wir uns der Wahrheit unseres Lebens und unserer Welt stellen.

Im Evangelium sagt Jesus: »*Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen. Wie froh wäre ich, es würde schon brennen!*« (*Lk 12,49*) Dieses Feuer wärmt – nachhaltig, äußerlich und innerlich.



Detlef Hecking ist Pastoralverantwortlicher des Bistums Basel, Bibliodrama- und Bibliolog-Leiter. Von 2012 bis 2021 war er Leiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks und von 2006 bis 2022 Lehrbeauftragter für Neues Testament am Religionspädagogischen Institut der Universität Luzern.



die andere wange,
sagt er,
halt hin,
dass der zweite schlag
trifft.

deine feinde,
sagt er,
liebe,
dass sie nah sind
deinem herzen.

und die dich verfolgen,
sagt er,
für sie bete,
dass du gottes,
des vaters kind bist,
schwester, bruder.

und an mich,
frag ich,
denkt er denn nicht
an mich?

hat nur die
gewalttätigen,
die feinde, verfolger
im blick.

wenn einer schlägt,
fühle ich nicht den schmerz?
wenn einer beleidigt,
soll ich nicht mich rächen?
wenn einer verfolgt,
soll ich nicht rufen nach recht?
ich bin doch auch ein mensch.

freiheit,
sagt er,
will er mir schenken,
wert und würde.

die würde des geschlagenen,
ist es wohl,
geschlagen wie er.
die freiheit des angefeindeten,
gefangen wie er.
gehasst und verfolgt
mit ihm.
ja bruder, schwester sind wir.
kinder eines vaters,
teilen leben
ganz
und den tod.

P. Lukas OSA



»Warm soll es sein«

Wärme und Architektur

Clemens Pollok

Meine Aufgabe als Architekt ist es, den Nutzern eine angemessene Hülle zu bauen: ein Gebäude, das vor ungünstigem Klima schützt, Sicherheit bietet, mit dessen Gestalt man sich identifizieren kann und das am Ende noch bezahlbar ist. Gelingt all das, stellt sich bei der Bauherrschaft Zufriedenheit ein, sie wird warm mit dem geschaffenen Werk und wir sind unserem Ziel, das zu beschreiben, was uns wärmt, schon einen kleinen Schritt näher.

Das, was uns wärmt, ist beim Bauen eine Erfahrung, die uns auf vielen Ebenen begegnen kann. Um diese Vielfalt ein wenig auszuleuchten, greife ich drei für mich wichtige Überschriften heraus.

Isolation

Früher sprach man von Isolation, wenn man das Haus mit Dämmung versehen und energiesparend bauen wollte. Die Kriterien und das Vokabular wurden inzwischen verfeinert, und man spricht beim Planen von Effizienz, Suffizienz und Nachhaltigkeit, beim Beschreiben des Energieflusses vom Fußabdruck und von Lüftungswärme- und Transmissionswärmeverlusten und bei den baulichen und technischen Lösungen von Vollwärmeschutz, Speichermasse oder kontrollierter Lüftung. Der Mensch friert oder schwitzt, fühlt sich also unbehaglich, wenn das Gebäude nicht die richtige Umgebungstemperatur bereitstellt. Mit modernster Technik gelingt es inzwischen, ideale Konditionen in Innenräumen für jede Jahreszeit und Klimazone zu ermöglichen und dabei sehr wenig bzw. erneuerbare Energie für den Betrieb zu benötigen.

Die Wahrnehmung von Wärme wird verstärkt über unsere Sinne. Sanfte Musik hebt die Atmosphäre, Kerzenlicht oder milde Sonnenstrahlen fördern das Wohlbefinden. Sogenannte warme Materialien wie Holzoberflächen oder warme Farbtöne steigern das Empfinden der Behaglichkeit. Die Verbindung mehrerer Sinneswahrnehmungen verstärkt die empfundene Wärme. Der Geruch von Glühwein kombiniert mit sanfter Musik und dezenter warmweißer Beleuchtung in einer abend-



lichen Altstadt mit ocker- bis rötlich gefassten Fassaden wirken wärmend, auch wenn die kalte Jahreszeit dem widerspricht. Behaglichkeit, Komfort, Gemütlichkeit oder das, was die Dänen »Hygge« nennen, erzeugen in uns ein Gefühl von Wärme.

Integration

Der Kontrast der Lebensstandards auf der Welt mit den damit verbundenen Konsequenzen – von Migration bis Klimawandel – steht uns täglich vor Augen und berührt auch uns bis in unsere Komfortzone hinein. Es geht uns wie Sankt Martin auf dem hohen Ross, dem es unbehaglich wird, als er den frierenden Bettler sieht. Wir alle sind aufgerufen, uns solidarisch zu verhalten. Erst wenn es wenigstens ein Stück weit gelingt, sich von der Diskrepanz der Lebensstandards berühren zu lassen und die Welt verändern zu wollen, trägt das zu so etwas wie sozialer Wärme bei. Deshalb steht beim Bauen inzwischen die Rücksicht auf die begrenzten Ressourcen im Vordergrund. Zugleich bergen bescheidene Grundrisslösungen die Chance, sich auf einen integrativen Blick hin zu weiten. Wärme kann im Teilen spürbar werden.

Identifikation

Wie gelingt es, die Wärme ganz in unserem Innern zu fördern, unser Herz zu erwärmen? Gebaute Architektur bietet Beheimatung. Dort, wo der Mensch den Eindruck hat, angekommen zu sein, bleiben zu dürfen, ganz angenommen und geliebt zu sein, entsteht eine Wärme ganz besonderer Art. Bewohner beginnen sich mit ihrem Umfeld zu identifizieren, weil es ihnen das gibt, was ihnen guttut und sie gut leben lässt.

Architektur allein ist zwar nicht imstande, die Welt zu verbessern, aber sie kann kleine Identifikationsprozesse fördern. Bewohner werden eins mit ihrem Umfeld. Der Philosoph Martin Heidegger weist darauf hin, dass das Wort »bauen« und das Wort »bin«,

im Sinne von »ich bin, du bist«, im Althochdeutschen derselben Wortwurzel entstammen (Heidegger, *Bauen Wohnen Denken*, 1967, S. 21). Friedrich Bollnow verweist auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Wohnen als »sich behagen, zufrieden sein« (Bollnow 1990, S. 127). Das Haus mit seinen räumlichen Besonderheiten und Möbeln ist Ausdruck des Miteinanders, der Wohnlichkeit, der Wärme und Zugewandtheit der Menschen, die es bewohnen: der wärmende Herd, der gemeinsame Tisch, das bergende Bett.

Hier einige Beispiele, auf welche Weise durch Architektur das Gefühl der inneren Wärme gefördert werden kann:

Die Einfriedung

Ein Zaun mit Tor, die Schwelle, das Türschloss mit Klinke sind erste Hinweise auf die Hervorhebung eines besonderen, hervorgehobenen Schutzraumes, eine Voraussetzung für Beheimatung. Einfriedung vermittelt Sicherheit und Freiheit: Diese Freiheit aber liegt darin, dass der Mensch die Tür öffnen und durch sie den Raum verlassen kann, wenn er will (Bollnow, S. 155). Damit ist eine Grundlage für Wärme geschaffen.

Sonnenlicht in dunklen Zeiten

Die Sonne ist im Winter am wertvollsten. Wenn es gelingt, einen Raum so zur Wintersonne zu orientieren, dass in der dunklen Jahreszeit das Sonnenlicht einstrahlen kann, wird dieser Raum von einer besonderen Wärme erfüllt.

Mitte des Hauses

Das Zentrum eines Hauses oder Raumes verbindet sich mit unserer eigenen inneren Mitte. Wenn ein zentraler Platz im Haus hervorgehoben ist, entsteht Orientierung und Sicherheit. Alles Wohnen bezieht sich auf diese Mitte. Dies kann ein Ofen an zentraler Stelle, ein Jahreszeitentisch oder schlicht eine Lampe über dem gemeinsamen Esstisch sein. Zentriertheit strahlt Wärme aus.

Die Fensteröffnung

Sie bietet die Möglichkeit, von innen auf eine bedeutungsvolle Landschaft vor dem Haus oder auf einen besonderen Außenraum zu blicken. Am Fenster ist der Ort, der geschützt einen Blick auf die Welt ermöglicht, ohne in diese verwickelt zu sein. Abstand und Übersicht bringen zur Ruhe.

Sicher fällt Ihnen eine Vielzahl von Orten und Stellen in Ihrer Umgebung ein, die mehr wärmen als andere.

Wir Menschen haben eine unstillbare Sehnsucht nach der Geborgenheit und der Wärme, wie wir sie aus der Zeit um unsere Geburt unbewusst eingespeichert haben mögen. So suchen wir ein Leben lang das Nest, das uns wärmt, um Geborgenheit in der Welt zu finden. Wenn wir diese Wärme finden, sind wir angekommen in der Welt und schöpfen zugleich die Kraft, uns wieder der Welt gegenüber zu öffnen.

»Die Welt ist ein Nest; eine unermessliche Macht behütet die Wesen in diesem Nest.« (Bachelard, 1987, S. 116)



Clemens Pollok arbeitet seit 1995 als freier Architekt in München. Die Aufgabenbereiche reichen von öffentlichen Bauten bis zum privaten Wohnungsbau, vom energieeffizienten Bauen bis zu der Denkmalpflege und dem Sakralbau. Seit vielen Jahren betreut er das Augustinerkloster und die Wallfahrtskuratie Maria Eich, so auch jetzt bei der Erweiterung des Klosters.



»... so ein bisschen mein Traum von Kirche.«

Unter dem Motto ›weltoffen – inspirierend – umsorgend – nachhaltig‹ laden die Dominikanerinnen vom Kloster Arenberg in Koblenz zur ganzheitlichen Erholung in ihr Gästehaus ein: ein Ort, der Wärme schenkt, für die Gäste, aber auch für die Ordensfrauen. Br. Michael durfte zu Gast sein und Sr. Ursula ein paar Fragen stellen.

Liebe Sr. Ursula, als ich an diesem wunderschönen Ort ankam, habe ich mich gefragt: Ist das hier ein Kloster, ein Kurort oder ein Wellnesshotel?

Alles.

Ihr Angebot (Vitalzentrum mit Schwimmbad, Sauna, Fitnessstudio und Massageangeboten, Minigolfplatz, Kreativwerkstatt, verschiedenste Kurse und vieles mehr) übersteigt jedenfalls bei Weitem das, was ich aus anderen Einkehr- und Exerzitienhäusern von Klöstern kenne. Wie kam es dazu?

Wir haben in unserer Gemeinschaft eine sehr lange Tradition, wo es nicht nur um Seelsorge geht, sondern auch um Leib-Sorge. Das hat auch ein bisschen was mit dem Ursprung unseres Ordens zu tun, denn schon Dominikus hat gegen die Irrlehren angekämpft, wo der Leib einfach nur als Vehikel bezeichnet wurde. Dominikus hat die Welt und das Leibliche sehr ernst genommen. Es war ihm ein tiefes Anliegen, gerade diese ganzheitliche Freude in die Welt zu tragen. Das ist sicher so etwas wie unser Ordens-Charisma geworden. Und dann war es so, dass bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts

viele Schwestern nicht nur Krankenschwestern waren, sondern auch im Bereich der Physiotherapie gearbeitet haben. Die haben auch mit vielen guten Ärzten zusammengearbeitet und nachdem hier während der Weltkriege zunächst ein Lazarett betrieben wurde, wurde in den 1950er-Jahren ein Kneipp-Sanatorium errichtet.

Neben Dominikus steht also Sebastian Kneipp für Ihre Arbeit Pate. Was zeichnet seinen Ansatz aus?

Die Gesundheitslehre von Sebastian Kneipp hat etwas sehr Ganzheitliches, wo es um Leib und Seele geht. Es geht um eine Lebensordnung. Bekannt ist die Wassertherapie, aber es geht auch um gutes Essen und um die Natur. Das war damals ein sehr überzeugendes Konzept und spricht ja auch heute wichtige Aspekte an.

Aber beim Kneipp-Sanatorium ist es ja nicht geblieben.

Nein. Damals war es ein Kurhaus, vielleicht eher krankenhaushausmäßig und noch nicht gekoppelt mit der Seelsorge. Das Konzept funktionierte so bis in die 1990er-Jahre sehr gut. Dann

kam der große Einbruch. Die Gesundheitsreform führte dazu, dass die Kosten nicht mehr von der Krankenkasse übernommen wurden und uns blieben schlicht die Gäste aus. Langjährige Gäste wurden halt älter und älter, neue kamen nicht nach. Deswegen war klar, dass wir uns die ganze Einrichtung eigentlich nicht mehr leisten konnten.

Von einer solchen Endzeitstimmung ist aber heute nichts mehr zu spüren.

Im Jahre 2000 fand ein Generalkapitel meiner Gemeinschaft statt und das hat sich einvernehmlich dafür entschieden, dem Haus eine neue Zukunft zugeben. Dabei ging es darum, die Gesundheitslehre von Sebastian Kneipp nochmal so ins Heute zu holen, dass Menschen hier gerne Urlaub machen. Weniger also unter dem Sanatoriums-Aspekt, sondern so, dass ein Haus entsteht, wo ganzheitliche Erholung möglich ist und die vitalen Kräfte wieder fließen können. Das klingt eigentlich nach einem kleinen Schritt, aber er hat das Haus total verändert. Schnell wurde klar, es musste mehr Luft und Licht ins Haus, man musste sich vollkommen wohlfühlen können und alles musste dem Konzept der ganzheitlichen Erholung dienen. Da gab es ein super Team, dass sich dieses Haus so entwickelt hat, wie es jetzt ist.

Es kam also auf die richtige Team-Arbeit an?

Ja. Besonders wichtig sind aber auch Anregungen von Gästen, die uns darauf hinweisen, was verändert oder verbessert werden könnte. So

hat sich das Haus auch in den letzten zwanzig Jahren ständig weiterentwickelt. Und nach wie vor treffen wir uns einmal im Monat in unserem Lenkungsteam zur ›Konzept Sitzung‹.

Wie kann ich mir das vorstellen?

Wir denken da jeden Monat neu darüber nach, was wir ändern können. Und das in einem ganz bunten Team. Da gehört unser Geschäftsführer zu, das gesamte Seelsorgeteam, unsere Generalpriorin, unser Koch und ein Schöpfungsbeauftragter, der sich um Fragen der Nachhaltigkeit und Klimaneutralität kümmert. Ich merke immer wieder, wir haben echt Feuer im Team. Wir sind sehr unterschiedlich und fetzen uns manchmal richtig. Aber am Ende steht dann auch immer eine Entscheidung, die alle gut finden.

Wer kommt denn so als Gast zu Ihnen?

Das ist sehr unterschiedlich. Wir setzen ganz bewusst keine Grenzen und wenden uns nicht nur an eine bestimmte Zielgruppe. Und es kommen wirklich alle Menschen. Ältere und jüngere, natürlich über alle Religions- und Konfessionsgrenzen hinweg. Das fasziniert mich sehr. Es gibt auch einen Solidaritätsfond für diejenigen, die gerne zu uns kommen möchten, aber die Kosten allein nicht tragen können. Man kann wirklich nicht sagen, es gibt den typischen ›Kloster-Arenberg-Gast‹. Was man sagen kann, ist, dass wir fast nur Einzelgäste haben, also kaum Gruppen zu uns kommen. Und es kommen mehr Frauen als Männer; nur 20 % unserer Gäste sind Männer.

Können Sie dennoch so ungefähr auf einen Nenner bringen, was das Anliegen derer ist, die zu Ihnen kommen?

Ich glaube, man kann sagen, hier treffen sich

sehr viele Suchende. Menschen, die irgendwie mehr wollen vom Leben oder vielleicht an einem Scheideweg stehen.

Und was ist für Sie in der Begleitung dieser Menschen besonders wichtig?

Uns ist wichtig, den Gästen den Raum zu geben, den sie für sich brauchen. Natürlich haben wir einen festen Tagesablauf, ein volles Wochenprogramm und zahlreiche Angebote – z. B. Impulse, Meditationen, Seelsorgegespräche, Gesprächskreise, Filme –, aber das sind alles Einladungen. Es geht nicht darum, dass ein Gast ein bestimmtes Programm absolviert. Jede und jeder soll für sich schauen, was es braucht. Es geht nicht darum, irgendetwas zu müssen.

Verstehen Sie das, was Sie tun, auch als pastorale oder missionarische Arbeit, also als eine originär kirchliche Angelegenheit?

Ja, klar. Es geht darum, die Menschen in ihrer Situation wahrzunehmen. Auch Mission heißt ja heute nicht mehr: irgendwo hingehen und sagen, wie Glauben geht, sondern es geht ums Hören. Und das machen wir hier schon. Wir haben über tausend Seelsorgegespräche im Jahr und hören wahnsinnig viel. Dadurch hat sich auch mein Menschen- und Gottesbild in den letzten Jahren entwickelt. Und dann geht es vielleicht darum, mit den Menschen der Frage nach Gott auf den Grund zu gehen. Das finde ich wahnsinnig schön, und das ist für mich Kirche. Ich muss ehrlich sagen, ich habe den Eindruck, ich lebe hier so ein bisschen meinen Traum von Kirche. Da wird man nicht gefragt, ob man hierher passt oder ob das Leben geradlinig genug ist, dass man hier sein darf. Das ist nicht relevant.

Welche Auswirkungen hat das schlechte Image der Kirche auf Ihre Arbeit?

Interessanterweise eher eine Positive. Ich glaube, dadurch kommen viel mehr Menschen zu uns. Es ist ja erstaunlich, dass sich das schlechte Image der Kirche kaum auf Klöster überträgt, sondern wir eigentlich als die Rettungsanker gesehen werden. Ich merke, dass die Menschen uns sehr viel Vertrauen entgegenbringen. Zu uns kommen tatsächlich auch viele Menschen, die in der Kirche Missbrauch



Wie sehen Ihre Pläne für die Zukunft aus?

Wir haben gerade erst eine sehr schöne Vision für 2028 entwickelt, wo wir nochmal mehr ein Ort sein wollen, wo man mitarbeiten kann und wo der Kontakt zu Natur und Schöpfung verstärkt im Zentrum stehen soll. Dabei geht es uns auch darum, Multiplikatoren zu stärken, die sich in die Klimadebatte einbringen und auf diesem Feld auch mit uns gemeinsam wichtige Schritte gehen. Wir sind dabei, unser ganzes Energiekonzept zu verändern, um klimaneutral zu werden. Aber vom Grundkonzept her, wo es um ganzheitliche Erholung geht, werden wir ähnlich aufgestellt bleiben. Dabei versuchen wir natürlich weiterhin, den Kreis derer zu erweitern, die wir damit ansprechen wollen.

erfahren haben. Da wundere ich mich immer, dass sie überhaupt noch einen kirchlichen Raum aufsuchen, aber da kann es manchmal doch nochmal in der Gemeinschaft – vielleicht gerade auch in der Frauengemeinschaft – zu einer Form von Heilung kommen.

Merken Sie, dass Ihre Gäste nach einem Aufenthalt bei Ihnen »aufgewärmt« und mit neuer Vitalität aufbrechen?

Ja, fragen Sie mal unsere Taxifahrer! Bei denen gibt es fast schon eine Konkurrenz darum, wer die Leute bei uns abholen darf. Ein Taxifahrer sagte einmal, es ist das Allerschönste, Leute vom Arenberg abzuholen. Und eine Journalistin sagte mir, der Taxifahrer habe zu ihr gesagt: »Wenn Sie fünf Tage im Kloster Arenberg sind, dann sind Sie ein anderer Mensch.« Ich nehme es selbst aber auch wahr, und ich finde es so schön zu merken, wenn sich nach ein paar Tagen Gesichter entspannen, wenn Härte weicht und sich ein Lächeln Bahn bricht. Es geschehen auch Wunder: Manche begleite ich seit vielen Jahren und habe vielleicht selbst schon die Hoffnung aufgegeben, dass da nochmal etwas lebendig wird, und auf einmal steht jemand auf und ergreift sein Leben neu und macht genau das Richtige, was er sich jahrelang nicht getraut hat. Ich finde es superschön, so etwas zu begleiten, und das sind natürlich auch die Kraftquellen für uns.

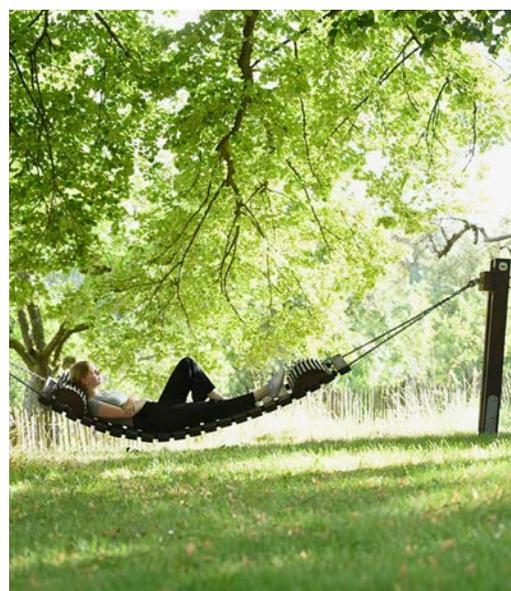
Liebe Sr. Ursula, ich danke Ihnen für das Gespräch!



Sr. M. Ursula Hertewich OP ist promovierte Pharmazeutin. 2006 trat sie mit 30 Jahren ins Kloster der Arenberger Dominikanerinnen ein. Dort arbeitet sie als Seelsorgerin im Gästebaus und ist für die Ausbildung junger Schwestern zuständig.

Fotos: Kloster Arenberg

Weitere Infos zum Kloster Arenberg gibt es auf: www.kloster-arenberg.de





Profess Br. Philipp & Br. Michael

Bereits in der letzten Ausgabe des AUGUSTINERs haben Br. Philipp Katzenberger und Br. Michael Clemens im Vorfeld ihrer Feierlichen Profess einige Gedanken hierzu mitgeteilt. Am 24. September 2022 war es dann so weit: Im Rahmen eines feierlichen Gottesdienstes in der Würzburger Augustinerkirche haben die beiden versprochen, auf Lebenszeit Teil unserer Gemeinschaft zu sein. Unser Provinzial P. Lukas nahm dieses Versprechen im Namen unseres Generalpriors P. Alejandro und der Mitbrüder gerne entgegen. Br. Philipp und Br. Michael sind somit – nach den Jahren der Ausbildung und des Hineinwachsens in unsere Gemeinschaft – vollwertige Mitglieder der Augustinerordens. Zahlreiche Wegbegleiter und -begleiterinnen aus den Familien und aus den Freundeskreisen waren angereist, um mit den beiden Neuprofessoren und allen anwesenden Mitbrüdern diesen wichtigen Schritt in der Kirche und anschließend im Kloster zu feiern. Für alle war es ein unvergesslicher Tag.



Provinzkapitel 2023

In diesem Jahr feiern wir Augustiner wieder – wie alle vier Jahre – unser ordentliches Provinzkapitel. Seit Dezember des letzten Jahres laufen dazu die Vorbereitungen. Die Meinungsbefragung der Brüder – die sogenannte *exploratio mentis* – ist durchgeführt. Sie dient dazu, die Kandidaten für die Provinzialwahl zu benennen. Jeder Bruder kann dabei bis zu drei Namen nennen. Wer dann ein bestimmtes Quorum (dieses Mal: sechs Stimmen) erreicht, gilt als Kandidat. Für die anstehende Wahl, die per Briefwahl durchgeführt wird und deren Auszählung am 11. April beim Vorbereitungstreffen vorgenommen wird, sind es P. Lukas, P. Matthias, P. Christian und P. Markus. Das Vorbereitungstreffen wird dann weiter dazu dienen, die Berichte des Provinzials, des Ökonomen der Provinz, der Konvente und Kommissionen sowie die weiteren an das Kapitel gesandten Eingaben zu diskutieren und daraus ein beschlussfähiges Programm für den ersten Hauptteil des Kapitels in der Pfingstwoche zu erstellen.

Das Einberufungsschreiben zum Kapitel wurde Ende Januar mit dem Provinzbericht an alle Brüder der Provinz versandt. Ende März werden die weiteren Unterlagen folgen. Zu Beginn des Vorbereitungstreffens wird P. Jörg Dantscher SJ unter dem Motto »Abbrüche – Umbrüche – Aufbrüche« einen geistlichen Tag gestalten, bevor die Öffnung der Briefwahlunterlagen erfolgen wird.



Ehemaliges Augustinerkloster Germershausen

Einem Beschluss des Provinzkapitels 2019 folgend, hatte die Provinzleitung den Konvent in Germershausen zum Ende des Kirchenjahres 2019 aufgehoben und sich um den Verkauf der Gebäude bemüht. Nach vielen Monaten, vielen Verhandlungen und teilweise auch Verwerfungen durch den Ukraine-Krieg ist dieses Kapitel nun im Jahr 2022 abgeschlossen worden. Das Bistum Hildesheim hat die Immobilien und Liegenschaften erworben, um dort Geflüchteten – vor allem aus der Ukraine – Aufnahme und Unterkunft zu geben.

Hort Münnerstadt

Lange Jahre haben wir Augustiner in unserem ehemaligen Studienseminar St. Josef in Münnerstadt einen Kinderhort betrieben und geleitet. Jetzt hat zum Jahresbeginn 2023 die Stadt Münnerstadt die Leitung und den Betrieb des Hortes übernommen. Nach wie vor werden dafür die Räume in St. Josef genutzt. Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen wurden von der Stadt übernommen, und so kann der Hort in gewohnter Art und Qualität weiterbestehen.

verstorben



Br. Adalbert Müller OSA

Für uns alle unerwartet ist Br. Adalbert Müller am Morgen des 19. Januar auf der Pflegestation unseres Würzburger Klosters verstorben, als er sich gerade für seine regelmäßige Fahrt zur Dialyse bereitete. Am 21. April 1936 in Duisburg geboren, war Br. Adalbert nach seinem Eintritt in den Orden in Münnerstadt, Duisburg und Fährbück zumeist als Sakristan und Hausmeister, mit viel Engagement aber auch in der Jugendarbeit tätig. Im Jahr 2019 zog er wegen seiner bald anstehenden Dialyse von Fährbück auf die Pflegestation des Würzburger Klosters um. Br. Adalbert werden wir mit seinem Humor und seinem geselligen Wesen als liebenswerten Mitbruder in Erinnerung behalten.

Impressum

Herausgeber: Provinzialat der Augustiner, Dominikanerplatz 2, 97070 Würzburg | Mail: info@augustiner.de
Redaktion: P. Lukas Schmidkunz OSA, P. Alfons Tony OSA, P. Dr. Christian Rentsch OSA, Br. Michael Clemens OSA, Br. Carsten Meister OSA
Layout: Br. Carsten Meister OSA
Fotos, Grafiken: Wenn nicht anders angegeben: Augustiner, Midjourney oder privat
Auflage: 6000 Stück
Erscheinungsweise: halbjährlich
Für Druck- und Portospenden: IBAN: DE20 7509 0300 0003 0151 06, BIC: GENODEF1M05, Stichwort: Ausgabe AUGUSTINER



die abendlichen strahlen
der untergehenden frühlingssonne
wärmt ihre hände
das glas wein darin
bleibt noch angenehm frisch
bald wird es sommer sein
dann werden sie
ihre hemden offen
tragen am stadtstrand werden
genau wie jetzt
auf den fluss schauen
am glas nippen
nur etwas lauter wird es
sein und mehr
menschen werden
versuchen den alltag
den tag am abend
hinter sich zu lassen
und später wird es sein
wenn die strahlen der abendsonne
ihre hände wärmen